

Zwey Rechtsfälle, die noch nicht im Pitaval stehen.

I.

Valmont war ein junger Rechtsgelehrter, aus Orleans gebürtig, der in Frankreichs Hauptstadt seine Wissenschaft auszubilden, und nebenbey seine Jugendjahre zu genießen suchte. Er dachte nicht schlecht, aber doch leicht genug. Er genöß, wo er etwas fand, und je wohlfeiler er sein Vergnügen kaufen konnte, desto angenehmer war es ihm. Eines Winterabends, als er aus dem Schauspiele kam, brachten einige seiner Freunde ein kleines Abendessen auf einen öffentlichen Hause im Vorschlag. Die Sache ward beliebt; man aß, zechte und sang bis tief in die Nacht. Endlich schlug es ein Uhr und man brach auf. Der December-Monath übte so eben seine Gerechtigkeit aus. Es schneyte, daß man kaum aufsehen, und stürmte, daß man kaum gehen konnte. Valmonts Gefährten eilten nach möglichsten Kräften in ihre Wohnungen; Valmont eilte nicht minder, nur lag die seinige am entferntesten. Jetzt war er ganz nahe schon bey seiner Hausthür, als er eine weibliche Stimme aufs erbärmlichste weinen hörte. Aus Mitleid oder aus Neugier nahte er sich dem Winkel, wo dieser Klageton herkam, und erblickte, bey dem Schimmer der Laternen, angeschmiegt an eine leere verschlossene Bude, ein Mädchen von äußerst niedlicher Bildung, doch fast halbtodt bereits vor Frost, und in Thränen gleichsam gebadet. Sie schien Anfangs zu erschrecken als ein einzelner Mann sich ihr nahte. Aber Valmont sprach so freundlich ihr zu; kam ihr so ungekünstelt mit seinem Mitleiden zuvor, und fragte sie so oft: welcher Zufall wohl, in solch einer Stunde und solch einem Sturm, auf diese Gasse und in diesen Winkel hier ein so reizendes Mädchen verschlagen habe? daß sie endlich Muth schöpfte und also antwortete:

»Ach, gnädiger Herr, reizend bin ich eben nicht; aber ich heisse Javotte, und bin aus der Normandie. Eine meiner nächsten Muhmen, die als Kammerfrau bey der Herzoginn von Belleisle dient, hat mich vor knappen zwey Monathen nach Paris gezogen, und bey einem reichen Kaufmann untergebracht. Er ist ein herzensguter Mann, aber seine Frau ist ein erzböses Weib. Nichts kann man ihrem Eigensinn nach Wunsche machen, und eifersüchtig ist sie, wie ein Drache. Heute Abends sah sie, daß der Herr im Vorbeygehen mich in die Backen knipp. Es war nichts; Gott weiß, es war weiter nichts. Aber sie erhob einen ganz schrecklichen Lärm; der arme Mann, nach zwanzig fruchtlosen Schwüren, flüchtete sich endlich auf seine Schreibstube; ich, nun ganz im Stiche gelassen, suchte mich aufs bescheidenste zu vertheidigen, aber ich ward tüchtig durchgebläut, und zum Hause hinaus geworfen. Ich wollte zu meiner Muhme; aber es ist Nacht; kaum finde ich mich noch am Tage durch Paris. Ich habe mich daher verirrt, und weiß weder aus noch ein. Sie scheinen mir ein mitleidiges Herz zu haben, gnädiger Herr; erbarmen Sie sich meiner! Sie sehen das schreckliche Wetter; ich bin halb todts vor Furcht und Kälte. Schon sieben Mahl habe ich meinen Rosenkranz durchgebethet, und meine Seele Gott empfohlen. Ohne Zweifel schickt der Himmel selbst Sie her. Nehmen Sie mich mit nach Hause! Ich will, wenn Sie es haben wollen, bey Ihrer Frau Gemahlinn wachen. Ich will als Mädchen bey ihr dienen. Oder ich bitte auch nur bis morgen früh um Quartier; denn mit Tagesanbruch kann ich mich schon wieder zu meiner Muhme finden.«

Dieser naive Ton, dieß unbefangene Zutrauen, – und warum auch nicht des Mädchens körperliche Wohlgestalt? – gefielen Valmont. Er versprach Javotten Quartier und ein Bett; nahm sie am Arm und führte sie zu sich heim. Je mehr das Mädchen aufthaute, je hübscher ward sie; aber freylich merkte sie auch jetzt bald zwey bedenkliche Umstände: daß Valmont keine Frau und nur Ein Bett habe. Weislich hatte Valmont dieß Letztere nicht eher eingestanden, bis die Sache kaum sich ändern ließ. Auch verwandte er zu ihrem Trost so viel Liebkosungen, so mannigfache Sorgfalt, daß das weiche, erkenntliche Mädchen endlich, wenigstens auf einige Augenblicke, ihres Unfalls vergaß, und in ein enges Bett, und in die Lage der Dinge sich ergab. Wie weit diese Ergebung sich erstreckte, oder wie lange sie dauerte, das haben wir nicht zu untersuchen. Genug, der junge Mann bediente sich unter andern Beruhigungs-Gründen auch des *Versprechens von einem Laubthaler*; doch als am andern Morgen beyde Parteyen sich trennten, und der Laubthaler abermahls in Erinnerung kam, entschuldigte sich Valmont (es sey nun mit Wahrheit, oder bloß um einen Vorwand zu haben), mit Mangel an barem Gelde, und gab ihr bloß, als eine Art von Entschädigung, ein Lotterieloos, das er am vorigen Tage mit vier und zwanzig Sous bezahlt hatte, und das so eben noch auf seinem Kamme lag. Das arme, doppelt hintergangene Mädchen ging weinend von ihm hinweg zu ihrer Muhme; hülthete sich wohl, die Geschichte dieser Nacht aufrichtig zu erzählen, und vermietthete sich bald darauf zu einem Goldarbeiter, der sie zum Verkauf der Waaren in seinem Gewölbe nützte.

Während dieser Zeit ward die Lotterie gezogen, und Javottens Loos, das Valmont für so gut als eine Niete geachtet hatte, gewann den ersten Preis. Die Zeitungen zeigten, wie gewöhnlich, die glückliche Nummer an; und der junge Advocat, der durch ein Ungefähr diese Zahl in sein Taschenbuch eingetragen hatte, erschreck nicht wenig, als er sah, daß er, ganz seiner Absicht entgegen, vier und zwanzig tausend Livres weggeschenkt habe. Er eilte, so schnell er nur konnte, zum Lotterie-Comptoir hin; widersprach aufs förmlichste der Auszahlung dieses Looses; gab seine Adresse,

und versicherte: daß dieß ihm zugehörige, von ihm erkaufte Loos ihm diebischer Weise entwendet worden sey. Im Heimgehen fügte es ein glückliches Ungefähr, daß er gerade bey dem Goldschmiedsgewölbe vorbey ging, wo Javotte am Fensterchen saß. Das arme Mädchen wollte ihm ausweichen. Doch Valmont hatte sie schon gesehen und erkannt; er ging sogleich ins Gewölbe, erinnerte sich scherzend jener stürmischen Nacht, wünschte sich bald eine ähnliche, gedachte, nur wie zufällig, jenes ihr gegebenen Looses, und erboth sich zu dessen Auslösung.

So kläglich Valmont auch seinen Handel einzuleiten glaubte, so hatte er doch im letzten Punkte mit einer so angelegentlichen Wärme gesprochen, daß selbst bey der sonst argwohnlosen Javotte einiges Mißtrauen aufstieg. Sie hatte bisher dieß Loos fast wie gar nichts geachtet; hatte an dessen Erwerbung so wenig als möglich sich erinnert, und noch weniger daran erinnert zu werden gewünscht; gleichwohl hatte sie dasselbe aufbewahrt, und ward jetzt noch aufmerksamer darauf. Sie gab daher Valmont eine unentschlossene Antwort; machte sich von ihm, so bald als möglich, los; erkundigte sich genauer nach der Lotterie, und erfuhr ihren Gewinnst gar leicht. Spornstreichs lief sie nun zu ihrer Muhme hin; gestand ihr Alles; erhielt einen derben Verweis des Anfangs, und Verzeihung der Wendung wegen. Muhme und Nichte gingen nun den Gewinnst zu heben. Sie staunten, als sie hörten, daß er verkümmert sey. Ihr Weg ward stracks zu einem Advocaten genommen. Javotte wiederholte – jetzt zwar ohne Verweis, doch mit größerer Schamröthe – ihre Beichte; und der Handel ward Rechtsanhängig.

Beyden Parteyen fehlte es nicht an Gründen. Valmont, der seine Sache selbst führte, verlangte die Rückgabe des Looses, das nun zum Document von vier und zwanzig tausend Livres an Werth geworden war. Es habe ihm nicht im Traum einkommen können, sagte er, für solch eine Kleinigkeit eine so große Summe wegzuschenken; auch sey das Mädchen nie so thöricht sie zu fordern gewesen. Sie habe sich selbst ihm überliefert; daß sie nicht genauer nach seinen häuslichen Umständen sich erkundigt, sey ihre Schuld. Bloß über einen Laubthaler wären sie des Handels eingig geworden, und den sey er ihr auch zu geben erböthig.

Doch Javottens Sachführer entgegnete: Valmont habe zweyfach unredlich gehandelt; zuerst, daß er sein Wort nicht gehalten, und dann, daß er ein unschuldiges Mädchen des Diebstahls angeklagt habe. Was das Lotterie-Billet betreffe, so habe er sich bey dessen Wegschenkung alles dabey möglichen Gewinnstes und Verlustes natürlicher Weise begeben; und da er unbillig genug gedacht habe, einer Person, die sich so gutmüthig ihm anvertraut, und die so viel ihm aufgeopfert habe, statt versprochener sechs Livres ein Billet von vier und zwanzig Sous aufzubringen, so sey er auch jetzt, da dieser Zettel allerdings vier und zwanzig tausend Livres werth geworden sey, ihn zurück zu fordern nicht berechtigt.

Die Sache schien äußerst weitläufig werden zu wollen. Zwar war Javottens Partey die stärkere; doch auch Valmont fand seine Vertheidiger: denn nur allzu Viele von der Pariser Jugend dachten wie er. Einer von den Richtern, ein Mann von gutmüthigem Herzen, und kältern Jahren, schlichtete zuletzt, ohne in diesem Augenblick Richter zu seyn, den Streit. Er lud einst Kläger und Beklagte zu sich, und sprach ungefähr also zu Beyden: »Wenn es um Sporteln mir zu thun wäre, so würde ich ganz anders reden, als ich jetzt zu reden Willens bin. Vier und zwanzig tausend Livres hat Eines von euch Beyden gewonnen; am Ende, fürchte ich, werdet ihr Beyde sie nicht bekommen. Warum wollt ihr euch wechselseitig des Genusses von diesem Gewinnste berauben? Genießt ihn doch lieber zusammen! Javotte ist ein artiges, nun wohl bemitteltes, und wenn man einer einzigen Nacht vergißt – auch unbescholtenes Mädchen. Valmont ist ein mit Ausnahme jener Nacht – untadelhafter Mann. Ihr gefielt euch ein Mahl beyderseits. Heirathet euch jetzt, statt euch zu zanken, und seht die vier und zwanzig tausend Livres als eine Mitgift an!«

Man nahm das Ding in Überlegung und entschloß sich. Die Hochzeit ward bald vollzogen. Als Valmont ins Brautbett stieg, wußte er freylich ganz, was er an Javotten darin finden würde. Aber wie oft ist dieser Fall, auch ganz ohne Lotteriegewinnst, da! Überdieß hatte sie wohl noch mehr ihm zu verzeihen! – Ihre Ehe war glücklich. Sie lebten fortan unsträflich. Er streifte weder in Sommer- noch Winternächten auf den Straßen weiter umher. Er ward vielmehr ein berühmter Advocat, und übte sein Talent in minder kitzlichen, aber rechtschaffnern Händeln.

II.

100

Nannette war ein Mädchen aus der Provinz, wie es deren selbst in der Hauptstadt Frankreichs – die Franzosen sprächen lieber gar in der Hauptstadt *Europens* – äußerst wenig gibt. Ein feiner, schlanker Wuchs, ein Busen, der sich nicht schöner denken läßt, ein interessantes Gesicht, und eine Hand, die kein Wachskünstler nachzubilden vermöchte. – Sie war Waise, und lebte bey einer Muhme, die in Lyon ein Gasthaus hielt, und kaum seit sechs Monathen Witwe war. Auch diese Muhme konnte für ein flinkes anlockendes Weibchen gelten. Ihr Alter stieg nicht über fünf und zwanzig; ihr Gesicht war nicht schön, doch regelmäßig gebildet, von feiner Haut und frischer Farbe; gewachsen war

sie, wie ein Püppchen; auch frisch konnte man noch in jedem Betracht sie nennen; denn ihr erster Mann, ein schwindstüchtiger Sechziger, hatte wenig gethan, und viel gewacht. Seit seinem seligen Hintritt hatte sie freylich schon manchen jungen Gatten zu haben vermocht; doch noch gedachte sie an die Trübsale ihres Ehestandes mit Schrecken; wollte ihrem Hauswesen selbst vorstehen, und hatte des Zuspruchs von Gästen ziemlich viel. – Ein Umstand, der nach dem jetzt Gesagten auch ziemlich natürlich zuing.

Einst trat ein Fremder von *der* Art, wie man in Wirthshäusern am liebsten sie sieht, bey ihr ab; ein junger artiger Mann, der durch Erbschaft unbeschränkter Herr eines großen Vermögens geworden war, und der den guten Vorsatz hatte, dessen auf Reisen vorzüglich zu genießen. Er hatte Italien bereits gesehen; die Reihe sollte nun Frankreich treffen. Zu Marseille war er gelandet; nach Paris wollte er gehen. Aber der Weg hatte ihn ermüdet; Lyon gefiel ihm. Er nahm sich vor, hier ein Paar Tage auszuruhen; und man wies ihn, durch einen Zufall, ins Haus unserer Witwe.

Kaum hatte er hier Nannetten erblickt, als er von Allem, was sonst noch in Lyon sehenswertig war, nichts weiter zu sehen begehrte. Es war ein Mann von der feurigsten Empfindung. Bey Welschlands Schönen hatte er sich schon oft seines Lebens und seiner Jugend erfreut; von den Französinen hatte er weit minder gehofft; aber Nannette dünkte ihm das reizendste Mädchen zu seyn, das er je gesehen habe. Er merkte bald, daß die Leidenschaft über ihn mächtig werde; da er aber Bedenken trug, sich allzu lange bey ihr aufzuhalten; da er noch minder Lust hatte, deßfalls eine ernstliche Sprache zu führen; so hielt er es fürs Klügste, denjenigen Ton anzunehmen, der bey Mädchen selten, und bey Mädchen in Wirthshäusern fast nie unerhört bleibt, das heißt: er sprach nett und kurz von seiner Neigung, und von seiner Bereitwilligkeit an Mademoiselle für eine einzige Nacht, die sie auf seinem Zimmer hinbringen würde, fünf und zwanzig Louisdor zu bezahlen.

Der Fremde hatte geglaubt, ein ächt englisches Geboth an dieser Summe zu thun. Doch Nannette war nicht reizend allein, sie war auch von guter Erziehung, die besser, als gewöhnlich geschieht, bey ihr angeschlagen hatte. Sie hörte daher diesen Vorschlag erröthend an, und entfernte sich ohne ein Wort darauf zu verlieren. Ihr nächster Gang war zu ihrer Muhme; dieser erzählte sie ihr Abenteuer; und empfing von ihr sowohl Lobsprüche wegen jetzt bewiesener Tugend, als auch Ermahnung zu gleicher Standhaftigkeit in künftigen Fällen.

Dieser Fall kam bald wieder. Der Fremde, durch einen Widerstand, den er nicht vermuthete, nur noch mehr erhitzt, glaubte, daß man sein Anerbiethen nur deßhalb, weil man es noch zu geringfügig befunden, verworfen habe. Er paßte daher des nächsten Tages den ersten einsamen Augenblick sorgfältig ab; sprach in weit eindringendem Ton, und erboth sich zu funfzig Goldstücken. Auch jetzt antwortete ihm Nannette nur mit einem verächtlichen Blick und rascher Entfernung.

Des jungen Mannes Erstaunen wuchs und seine Leidenschaft in eben dem Maße. Daß er nicht an ein Mädchen, sondern an eine Jungfrau sich verwendet habe, schien ihm nun sehr glaublich; daß man für eine solche Seltenheit auch einen hohen Preis darbiethen könne, sehr erlaubt. Er sandte daher des andern Morgens einen zärtlichen Brief an Nannetten und versprach hundert Louisdor. Die Tugend der Nichte blieb noch unerschüttert; aber auf die Tante, der dieses Billet ebenfalls sogleich gewiesen ward, wirkte der mächtige Reiz des Goldes. Sie ward ein Weilchen nachdenkend, und nahm dann eine wichtige Beschränkung in ihrer Sittenlehre vor. – Daß eine Jungfrau unerkaufbar bleiben müsse, darauf beharrte sie doch, daß eine Witwe sich schon etwas mehr nachsehen dürfe, das glaubte sie, oder schien es zu glauben. Sie beredete daher Nannetten zu einer bejahenden Antwort, und übernahm die Endigung dieses Handels. Alles ging vortrefflich. Madame erschien zur bestimmten Zeit. Ihre jungfräuliche Scham hatte sich Verschonung mit allem Lichte ausbedingt. Der Fremde ward in jedem Betracht vergnügt, zahlte seine hundert Louisdor, ward mit Kuß und Händedruck quittirt, und merkte vom Betrug keine Sylbe.

Nannette, die äußerst ungern in diese List gewilligt hatte, ließ den ganzen andern Tag sich nicht blicken. Es war allerdings Scham, aber der Fremde nahm es doch für eine andere Art von Scham. Er hatte große Lust jene Nacht, nur um einen etwas billigern Preis, noch ein Mahl zu feyern. Bloß deßwegen verzog er abermahls in Lyon. Doch am dritten Tage fand sich ein neuer Grund zum Verzuge, woran Niemand gedacht hatte. Er ward krank. Die Ärzte, die er rufen ließ, schüttelten gleich Anfangs bedenklich den Kopf, und erklärten, daß ein heftiges Fieber im Anzuge sey. Nach vier und zwanzig Stunden sprachen sie von Lebensgefahr, von der Nothwendigkeit, sich mit dem Sacrament versehen zu lassen, und dergleichen mehr. Freylich fand der junge Mann eine solche Nachricht gar nicht nach seinem Wunsche; denn er hatte noch gar zu viel auf der Welt zu thun sich vorgenommen, als jetzt schon gleichgültig an einen Abschied von ihr zu denken. Doch betrug er sich als ein Mann von Fassung, brachte seine Angelegenheiten bestmöglichst in Ordnung, und da sich in seiner Briefftasche Wechsel auf zwey tausend Pistolen befanden, da Nannette seine letzte Liebe gewesen war; so vermachte er ihr diese Summe durch ein förmliches Testament, »Theils um (wie er sich ausdrückte), die Gefälligkeit zu belohnen, die sie für ihn gehabt habe, Theils sie wegen der Folgen zu entschädigen, die doch vielleicht noch jene Nacht nach sich ziehen könne.« – Gleich nach Besiegelung dieses letzten Willens fiel er in fieberhafte Verrückungen, aus welchen er nie wieder ganz zu sich selber kam; am siebenten Tage starb er.

Man öffnete sein Testament, ersah sein Vermächtniß, und machte es Nannetten bekannt. Das arme Mädchen erröthete

vor Scham bis an die Haare; ihre Tante, die zugegen war, erröthete auch, doch aus ganz andern Gründen. Habsucht, ihr voriger Fehler, sah hier eine noch weit stärkere Anreizung. Sie machte nun Alles bekannt, widersprach laut dem
165 Glück ihrer Nichte, und verlangte, daß dieß Legat auf sie gezogen werden müsse; denn sie allein habe solches verdient, und auch dabey derjenigen Gefahr sich unterzogen, deren im Testament Erwähnung geschehe.

Dieser sonderbare Rechtshandel gelangte nothwendig vor Gericht, und mittlerweile dort die Parteyen und ihre Anwälde sich zankten, fanden Tante und Nichte auch bey dem Publicum unangesprochene Advocaten und Richter. – »Es ist ja klar, sagten die Anhänger der Witwe, wem der Fremde sein Geschenk zudedacht hat! Derjenigen Person, die ihm
170 eine vergnügte Nacht gemacht; die sich dadurch in Gefahr gesetzt hatte, Mutter eines Kindes, eines Kindes von ihm zu werden. Der Nahme thut nichts zur Sache, so bald man sich in der Person nicht irren kann. Er nannte die Nichte, weil er glaubte, daß diese sich für ihn aufgeopfert habe. – Hätte er die Wahrheit gewußt, so würde er die Tante genannt, und ihr diese zwey tausend Louisdors hinterlassen haben.«

»Nein, das hätte er sicher nicht gethan!« erwiderte die Gegenpartey. »Er kannte Tante und Nichte; aber es fiel ihm
175 nicht ein, Jener seinen Antrag zu thun, da er von der Letztern, Trotz ihrer Sprödigkeit, nicht abließ. Nur von ihr glaubte er auch umarmt worden zu seyn, und sorgte, ihre übertäubte Tugend nicht reichlich genug bezahlen zu können. Zudem kann die Witwe wohl ein so ansehnliches Geschenk für einen Dienst erwarten, den sie bloß durch Betrügerey leistete? Man kann einen Fehltritt, eine Schwäche belohnen, doch nicht ein so verächtliches Betragen, als die Wirthinn sich hier zu Schulden kommen ließ. Der Fremde hat Nannetten genannt. Ihr gehört auch daher das
180 Vermächtniß, und nicht einem ausschweifenden Weibe, das Geldgeiz oder Wollust hinriefen, wo Niemand ihrer begehrte. Käm' ein Kind zum Vorschein, dann würde Dieß allein Nannetten zuvor gehn, denn Dieß scheint der Sterbende als den Hauptgegenstand seiner Großmuth zu betrachten.«

Die Richter sprachen endlich, und ihr Urtheil war ziemlich der letztern Meinung gleich. – »Die Gastwirthinn, hieß es, behalte ihre hundert Louisdor, ein nur allzu hoher Preis für ihre Liederlichkeit. Ihrem Kinde, wenn sie binnen
185 gehöriger Zeit von einem entbunden werden sollte, gehöre die Summe der zwey tausend Louisdor. Doch da eine Dame, die so schwach bey hundert Goldstücken war, für zwey tausend möglich zu erhaltende, wohl mancherley noch thun könnte, so verbleibe sie zwey Monathe im engen Gewahrsam. Eine sehr gelinde Strafe für ein Vergehen, dessen sie sich sogar rühmen konnte. Ist die gehörige Zeit ohne Spur einer Schwangerschaft verflossen, so falle die ganze Summe der unschuldigen Nannette anheim.«

190 Und sie fiel ihr anheim! Bald machte dieß brave Mädchen einen braven Gatten glücklich. Ihre Muhme hingegen erntete ein, was sie verdiente. Der Ruf ihres Hauses verfiel, mit diesem Ruf auch ihre Nahrung. Oft noch mußte sie sich zu einem Geschäfte entschließen, das jenem Ersten glich; nur daß man nun – es mochte ein Nachtlicht brennen oder nicht – sie dabey besser kannte, und für ihre Gunstbezeugung die Louisdore nicht mehr zu Hunderten verschleuderte.

(3142 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/meissnea/krimina2/chap001.html>